

Lass mich Suchender sein und Gesuchter

Zum Tod von Philippe Jaccottet, SAID und Adam Zagajewski

Von Erich Garhammer

Diese drei großen Literaten sind in diesem Jahr gestorben. Hier soll an sie erinnert werden.

Ein Schlüsselwort in der Poesie von Jaccottet ist das „Fast“. Jaccottet gebraucht es in „Die letzten Geräusche“ an den unterschiedlichsten, aber entscheidenden Stellen. „Warum dieses ‚fast‘, dieses vorsichtige Wort, das bei mir einen fast (schon wieder) automatischen Gebrauch bekommen hat? Mein Vorbehalt bestünde darin, dass die Bejahung zu ‚schön‘ sein könnte, die Verkündigung zu gewiss; und dies gerade im Verhältnis zur ‚Wirklichkeit‘ der gelebten Erfahrung. Wer weiß, ob wir diesem Gelübde gewachsen sein werden? Das Gelübde jedoch mache ich mir zu eigen.“ Dem Gelübde des Fast blieb Jaccottet ein Leben lang treu.

Jaccottet: wir brauchen keine dogmatisch aufgeladene Wirklichkeit

Erschütternd für ihn sind die Unerschütterlichkeit und Gewissheiten eines Paul Claudel: den Nussgarten im Hohen Lied deutet Claudel als Nussgarten der Dogmen der Kirche. Jaccottet bemerkte dazu: neulich sei er an einem Nussgarten vorbeigekommen. Selbst wenn er für die Dogmen der Kirche die gleiche Achtung hätte wie Claudel, um nichts in der Welt hätte er gewünscht, diese schönen Bäume verschwinden zu sehen zugunsten von Gedanken, und wären sie noch so ehrwürdig. Diese Bäume, ohne dass sie aufhören Bäume zu sein, strahlen über sich hinaus. Die Wirklichkeit ist diaphan für das Göttliche, sie muss nicht zusätzlich dogmatisch aufgeladen werden.

In diesem Plädoyer für den Vorbehalt gegen das zu Schöne und zu Sichere, das schnell in blinde Überaffirmation kippen kann, liegt Jaccottets Poetik in nuce geborgen: Auf den Pfaden des Fast, in denen Leben und Tod nur einen Hauch voneinander getrennt liegen, zeigt Jaccottet die Textur auf, die Natur, Kultur und Religion verbindet.

Höre-Schaue-Schweige: die Grundwörter seiner Lyrik

Peter Handke hat in seiner Laudatio auf Philippe Jaccottet bei der Verleihung des Petrarca-Preises 1988 festgestellt: „Als Hauptantrieb seiner poetischen Aktivität erscheint mir ein energisches Sich-nicht-Einmischen in den Gegenstand, ein entschlossenes In-Ruhe-Lassen (auch um die eigene »ewige Unruhe« zu stillen). Der Ausgangsort eines jeden seiner Texte ist das: »Höre! Schaue! Schweige!« über das Schirren der Schwalben über den Häusern. Heb den Kopf zu ihrem Kurven im Himmel. Entsprech mit deinen Sätzen und Strophen dem Schweigen, das beides in dir erzeugt und das doch gerade der Anfang zu deinem Schreiben ist.“

Wohl am intensivsten hat Philippe Jaccottet in den „Notizen aus der Tiefe“ (München 2009) Tod und Sterben meditiert. Seine Lyrik kann geradezu als ein „Memento mori“ umschrieben werden.

Die Kraft der Tradition hat der Lyriker und Poet Philippe Jaccottet so gefasst: „In Wirklichkeit und dem entgegen, was viele heutigen Tages verkündigen, sind die Werke der Vergangenheit, die unsere Kultur ausmachen, nur in dem Maß vorhanden und mächtig, als sie, statt zu überschatten, uns erleuchten, statt eine Last zu sein, uns beflügeln.“ All das, was einem im Leben an Wesentlichem zustößt, all das, was einen im Innersten berührt, vermag keine Sprache mit größerer Genauigkeit auszudrücken als die Sprache der Poesie. Das Verstummen wäre ist ihr angemessener als jedes Wort.

Jaccottet formuliert „fast“ in der Tradition der negativen Theologie: „Hielte das Licht die Feder, / atmete die Luft selbst in den Worten, / so wäre es besser“, so in seinem letzten Buch. (Die wenigen Geräusche, 100). Hier plädiert ein Literat für die Selbststoffbarung der Dinge, das menschliche Schreiben scheint nur ein störendes Dazwischen. Die Lyrik von Jaccottet stellt sich nicht vor die Phänomene, sie bringt sie vielmehr zum Leuchten. In seiner Lyrik leuchtet die Welt von innen her. Wir brauchen allerdings Augen dafür.

Philippe Jaccottet wurde 1925 in Moudon (Westschweiz, Kanton Waadt) geboren. Schule und Universität besuchte er in Lausanne. Rom und Paris waren seine Stationen, bevor er 1953 nach Grignan (Südfrankreich) zog, wo er bis zu seinem Tod am 24. Februar 2021 mit der Malerin Anne-Marie Haesler lebte.

SAID: Herr, lass mich Suchender sein und Gesuchter

„Sprache ist immer die Sprache der Durstenden, wenn sie keine Folklore sein will“, so schreibt SAID in seinen ost-westlichen Betrachtungen. Wer etwas vom Durst nach Leben erfahren möchte, muss SAID lesen.

SAID ist 1947 in Teheran geboren und lebte seit 1965 in München. Das „lebte in München“ hört sich fast zu harmlos an. Denn er trug seine Heimat bei sich, sie war ihm - wie es Heinrich Heine von seiner jüdischen Abstammung gesagt hat - portatives Vaterland. Mit Heimat verband er die Herkunftssprache und ihre Vorstellungswelt. Immer dachte er beim Wort Wasser weniger an einen rostfreien Wasserhahn mit Mischbatterie, aus dem man jederzeit wie selbstverständlich Wasser bekommen kann, als vielmehr an das Wort „ab“ (persisch für Wasser), das jene blaue Schale mit benennt, mit der man dem Fremden und dem Gast Wasser reichte. Und beim Wort „nan“ persisch für Brot assoziierte er nicht die diversifizierte Brotsorte einer deutschen Bäckerei, sondern das mit den anderen, den Armen geteilte Brot.

SAID hat für sein literarisches Schaffen viele Preise erhalten, u.a. den Adalbert-von-Chamisso-Preis, die Goethe-Medaille und den Friedrich-Rückert-Preis. Von Mai 2000 bis Mitte 2002 war er Präsident des deutschen PEN-Zentrums. Er wurde in kirchlichen Kreisen besonders bekannt mit seinen Psalmen. Darin spricht er nicht als konfessionell Glaubender, er spricht Gott mit seinen Gefühlen, Regungen, seinen Brüchen an. Er will diesen Gott schützen gegen alle Gottbesitzer, gegen die „Faktisten“, die positivistisch von Gott reden. Er will ihn aber auch schützen vor der eigenen Rechthaberei, die Gott klein macht, um sich groß zu machen: Ich suche Zuflucht bei dir vor meinen Wahrheiten. Immer ist in den Psalmen von SAID die Angst zu spüren, durch die Anrede Gottes das eigene Ich auszulöschen: „Herr schütze meine Freiheit“. Immer wieder ist die Bitte zu hören barfüßig zu bleiben, auf die eigenen Schritte zu hören, die Fühlungnahme mit sich selbst nicht preiszugeben. Hier haben wir einen Beter vor uns, der nicht auf die Knie geht vor Gott, in die Knie schon gleich gar nicht. Einer, der in der Anrede Gottes den aufrechten Gang übt. Seine Sprache ist Sehnsuchtsprache, Durstsprache. Hier trifft er sich mit dem Ton des Psalmisten: Wie der Hirsch Durst hat nach frischem Wasser, so habe ich Durst nach dir, Gott, so heißt es in Psalm 42.

Etwas von dieser Sehnsucht steckt auch in seinen Psalmen:

Herr

Laß mich beides sein

Bürger und wanderer

Suchender und gesuchter

Denn nur suchende sehen

Und nur gesuchte finden

Er war ein Brückenbauer zwischen Orient und Okzident. Als ich 2018 in den Iran reiste, bat er mich, am Grab des großen persischen Dichters Hafiz für ihn zu bitten, dass er noch einmal seine Heimat besuchen könnte. Noch heute gilt Hafiz im Iran als einer der größten Dichter, seine Verse werden auswendig gelernt, sein Grab in Schiras wird massenhaft besucht – ganz im Gegensatz zum Mausoleum Khomeinis, das nur von der staatstreuen Bevölkerung aufgesucht wird. Man muss einmal an seinem Grab gewesen sein, um zu spüren: Hier suchen die Iraner ihre Identität, hier sehen sie einen Traum und eine Utopie verwirklicht: die Verbindung von Islam und geistiger Freiheit.

Hafiz war in seinem Elternhaus zugegen, seit er sich erinnern kann: „sein diwan stand, in dickem, dunklem samt eingeschlagen, im wohnzimmer auf der wandnische. Sichtbar wie eine ikone, die tröstet ... man wäscht seine hände, wie für das gebet; mit unreinen händen greift niemand zu hafis. Man führt seinen diwan an den Mund und küsst ihn ehrerbietig.“

Am 15. Mai 2021 ist SAID im Alter von 73 Jahren in München gestorben.

Adam Zagajewski: Wir brauchen die Schönheit

Das Gedicht von Zagajewski „Versuch's die verstümmelte Welt zu besingen“ erlangte Weltruhm, als der „New Yorker“ in der Trauerausgabe nach den Anschlägen vom 11. September 2001 diese Zagajewski-Verse veröffentlichte. Es war zwar schon vor dem Anschlag auf die Twin-Towers entstanden, schien aber wie dafür geschrieben.

Versuch's, die verstümmelte Welt zu besingen.
Denke an die langen Junitage,
und an die Erdbeeren, die Tropfen des Weins rosé.
An die Brennesseln, die methodisch verlassene
Gehöfte der Vertriebenen überwucherten.
Du mußt die verstümmelte Welt besingen.
Du hattest die eleganten Jachten und Schiffe betrachtet;
eins davon hatte eine lange Reise vor sich,
ein anderes erwartete nur das salzige Nichts.
Du hast die Flüchtlinge gesehen, die nirgendwohin gingen.
Du hast die Henker gehört, die fröhlich sangen.
Du solltest die verstümmelte Welt besingen.
Denke an die Augenblicke, als ihr beisammen wart
in dem weißen Zimmer und die Gardine sich bewegte.
Erinnere dich an das Konzert, als die Musik explodierte.
Im Herbst sammeltest du Eicheln im Park
und die Blätter wirbelten über den Narben der Erde.
Besinge die verstümmelte Welt
und die graue Feder, die die Drossel verlor,

und das sanfte Licht, das umherschweift und verschwindet
und wiederkehrt. (Die Wiesen von Burgund, 157).

Dreimal setzt der Lyriker Adam Zagajewski an mit der Aufforderung, die verstümmelte Welt zu besingen. Das erste Mal mit einer Einladung. Es gibt dafür einen Grund: die Natur deckt mit ihrer alljährlichen überraschenden Fülle auch schlimme Erfahrungen zu. Das zweite Mal setzt er an mit einem dringlichen „Muss“ trotz oder gerade wegen der Realität von Flucht und Vertreibung und dem zynischen Gesang der Henker, das dritte Mal mit einem konsekutiven „du solltest“ angesichts von beglückenden Liebeserfahrungen und dem Zauber der Musik. Das vierte Mal folgt dann ein bedingungsloser und uneingeschränkter Imperativ: besinge die verstümmelte Welt. Es gibt in ihr immer Verlusterfahrungen, Licht, das sich entzieht und verschwindet und wiederkehrt. Die Dunkelheit ist nie absolut.

Poetologie von Adam Zagajewski

Hinter diesem Gedicht steckt keine Wohlfühlattitüde oder ein glatter Trost „es wird schon wieder“ in abgründigen Krisenerfahrungen, sondern die Poetologie von Zagajewski. Er hat sich intensiv mit der Dichtung von Winfried Georg Sebald auseinandergesetzt. Dieser verwandelte die Schwere seines hegelianisch-wagnerianischen Vornamens in eine leichte kosmopolitische Abkürzung: W. G. Sebald. Zagajewski hielt ihm vor, er zelebriere einen angemessenen Opferstatus. Er dagegen war überzeugt: „Die Shoah hat sehr viel für uns verändert... Doch die Shoah hat die Substanz der Welt nicht vollkommen verändert; sie wirft einen Schatten auf die Welt und alles, was in der Welt geschieht.“ Deshalb seine Forderung: „Wir können nicht über die Kunst schreiben, ohne uns auf die Schönheit zu berufen. Vielleicht ist es so, dass wir in der Domäne der Kunst mit einem Raum zu tun haben, wo die Schönheit und das Böse einander gegenüberstehen.“ (Poesie für Anfänger, 116)

Zagajewski entdeckte seine Sicht auf die Poesie in der Lyrik von Rainer Maria Rilke. Er kaufte sich als junger Gymnasiast die Duineser Elegien und wurde bei der Lektüre verwandelt von den magischen Sätzen: „Denn das Schöne ist nichts/ als des Schrecklichen Anfang, den wir gerade noch ertragen...“ Plötzlich war die Straße verschwunden, die politischen Systeme hatten sich verflüchtigt, dieser eine Tag stand über der Zeit, er berührte die Ewigkeit, die Poesie war in ihm erwacht. (Poesie für Anfänger, 30) Das geistige Leben war plötzlich da als eine Berufung: nicht zu verwechseln mit einem mystischen High-Erlebnis oder mit einer Unterwürfigkeit unter eine Institution oder eine Kirche. Poesie ist immer Phantasie und Erinnerung, im letzten aber Sehnsucht nach Unendlichkeit, eine Unendlichkeit allerdings abhängig von Wind und Wetter, von der Sonne, vom Gesang der Vögel und deren Schweigen, vom Zustand unserer Nerven, von Kopfschmerzen, davon, was jenseits des Ozeans geschieht, von Schlaflosigkeit, von Gesundheit und Krankheit. „Ja, diese gefangene, behinderte Unendlichkeit, eben sie ist die Dichtung.“ (Poesie für Anfänger, 68) Dieses Gemisch von Erhabenem und Trivialem, von Erhebendem und Niederdrückendem, von Ekstase und Katastrophe ist der Stoff der Poesie: sie vermag es, die verstümmelte Welt zu besingen.

Der polnische Lyriker und Schriftsteller Adam Zagajewski ist am 21. März 2021, im Alter von 75 Jahren in Krakau gestorben.

Literatur:

Philippe Jaccottet, Die wenigen Geräusche. Späte Prosa und Gedichte. Deutsch von Elisabeth Edl und Wolfgang Matz, München 2020.

SAID, Psalmen, München 2007.

SAID, Das Niemandsland ist unseres. West-östliche Betrachtungen, München 2010.

Adam Zagajewski, Die Wiesen von Burgund. Ausgewählte Gedichte, hg. und aus dem Polnischen übersetzt von Karl Dedecius, München 2003 (2.Aufl. 2019).

Ders., Verteidigung der Leidenschaft. Essays. Aus dem Polnischen von Henryk Bereska, Bernhard Hartmann und Olaf Kühl, München 2008 (2. Auflage 2017).

Ders., Poesie für Anfänger. Essays. Aus dem Polnischen von Renate Schmidgall, München 2021.

Prof. em. Dr. Erich Garhammer, Universität Würzburg.

Zuletzt: Meridiane aus Wörtern. Theo-poetisches ABC, Würzburg 2021.